

# DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



## Der Fall Marion.

Von Alfred Capus.

Auf der Suche nach einem bescheidenen und ruhigen Landaufenthalt gelangte ich eines schönen Tages in eine gegen fünfzig Meilen von Paris entfernte, kleine Stadt Mittelfrankreichs. In dem Gasthaus, in dem ich mein Gepäck zurückließ, erkundigte ich mich, ob am Ort nicht ein kleines Haus für die Saison zu vermieten wäre. Der Wirt riet mir, mich an Herrn Marion zu wenden, den Besitzer eines villenartigen, im Lande unter dem Namen „La Gaillardière“ bekannten Häuschens.

„Ich glaube, es steht in diesem Jahre leer.“ fügte er hinzu.

Herr Marion wohnte in alternäthaler Nähe der Stadt in einem Bauernhause, das nur aus einem Erdgeschos bestand. Ich fand ihn, eine Weile rauchend, vor seiner Türe stehen. Er mußte wohl zwischen sechzig und siebzig sein, machte aber mit seiner hohen, noch aufrechten Gestalt, den breiten Schultern und den raschen Bewegungen den Eindruck eines Mannes im Vollbesitz seiner Kräfte. Er nahm mich mit größter Artigkeit auf.

„Sehen Sie, dort ist die Villa.“ sagte er, auf einen vierstöckigen, weißen Bau mit grünen Fensterläden zeigend. „Wenn Sie wollen, sehen wir sie uns gleich an. An Möbeln ist alles Nötige da.“

Sie sagte mir zu wie auch der mäßige Preis, den Herr Marion forderte.

„Sie werden sich recht wohl fühlen. Der Fluß fließt zweihundert Schritt von hier vorbei, er ist sehr frisch. Angeln Sie vielleicht?“

Ich bekannte mich zu dieser Liebhaberei. Noch an demselben Tage richtete ich mich mit Hilfe einer Maad ein, die mir mein Wirt besorgt hatte, und vom nächsten Morgen an begann ich eifrig zu angeln.

Diese Tätigkeit schien hierzulande nicht in sonderlichem Ansehen zu stehen, denn die Flußufer waren einsam, ungedrängt ihrer erfrischenden Kühle wie des langsam fließenden und tiefen Wassers, aus dem von Zeit zu Zeit große, sich jagende Fische aufschmolten. Als ich jedoch gegen Abend zu einer zweiten Sitzung an meinen Platz zurückkehrte, hörte ich hinter mir das Rascheln von Zweigen. Ich drehte mich um und erblickte einen kleinen, alten, vertrockneten Herrn mit leicht gerunzelten Augenbrauen und ernsthafter Miene, der in der Hand einen Kasten und Angeln unter dem Arm hielt. An diesem Reiten erkannte ich nicht nur, daß er ein Angler, wie ich, war, sondern daß ich, allem Anschein nach, seinen gewohnten Platz eingenommen hatte. Um Entschuldigung bittend, erhob ich mich. Sein Groll schwand vor diesem Beweis meines guten Willens.

„Bitte, das macht nichts,“ meinte er, „lassen Sie sich nicht stören. Ich werde mich anderswo hinsetzen.“ Ich entgegnete, daß ich dies nicht dulden würde, und daß, mit den Gewohnheiten nicht vertraut, ich... Er beharrte in liebenswürdiger Weise auf seiner Absicht und entfernte sich grüßend.

An den folgenden Tagen sah ich ihn wieder, und allmählich kamen wir ins Gespräch. Er gab mir gute Ratsschläge für die besondere Art des Fischfangs an diesem Fluß; wir borgten uns gelegentlich unsere Angelgeräte, und es dauerte gar nicht lange, so stellte sich zwischen uns das gute Einverständnis von Leuten ein, die von derselben Leidenschaft beherzigt sind. Ich war an einen zuvorkommenden Angler von guter Lebensart geraten.

„Sie sind doch der Herr, nicht wahr, der in diesem Jahre die Villa von Vater Marion gemietet hat?“

„Ja. Ist Herr Marion einer Ihrer Freunde?“

Er lächelte. „Wenn auch nicht gerade Freund, so kenne ich ihn doch seit langem.“ Ich fuhr er fort und murmelte Daten vor sich hin, „seit achtunddreißig Jahren.“ — Ohne mir viel dabei zu

denken, sagte ich dann: „Ich glaube, er ist ein recht schaffener Mann.“

„Ein sehr recht-schaffener Mann, gewiß, gewiß!“

Darauf fragte ich ihn: „Wohnen Sie seit achtunddreißig Jahren in dieser Gegend?“

„Das heißt, noch viel länger! Ich habe sie sozusagen nicht verlassen. Ich war Notar und habe mich vor einigen Jahren zur Ruhe gesetzt. Ich heiße Lebrun.“

„Herr Marion war jedenfalls einer Ihrer Klienten?“

„Ja... gewissermaßen...“

Diese ausweichenden Antworten hinsichtlich meines Vorgesetzten allmählich meine Neugierde, doch gelang es mir nicht, Genaueres über ihn herauszubekommen.

Als wir ein anderes Mal nebeneinander angeln, erwähnte ich wiederum den Namen des alten Marion.

An der Angel von Herrn Lebrun hatte gerade ein Barsch angegriffen, der sich zapplend hin- und herwand. Er legte ihn erst behutsam in seinen Kasten und fragte dann ziemlich unvermittelt:

„Woher kommt es, daß Sie nie von dem Fall Marion gehört haben? Sie sind zwar noch jung, die Sache hat aber seinerzeit sehr viel Staub aufgewirbelt.“

Ich war ganz Ohr, und er fuhr mit leiser Stimme fort, „um die Fische nicht zu verheischen.“ „Es war im Jahre 1855. In unserer Gemeinde war ein Verbrechen

## Aus der Marées-Ausstellung in der Berliner Sezession



Die Reitschule. Originalzeichnung von Hans v. Marées. Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marées, Halle a. S.

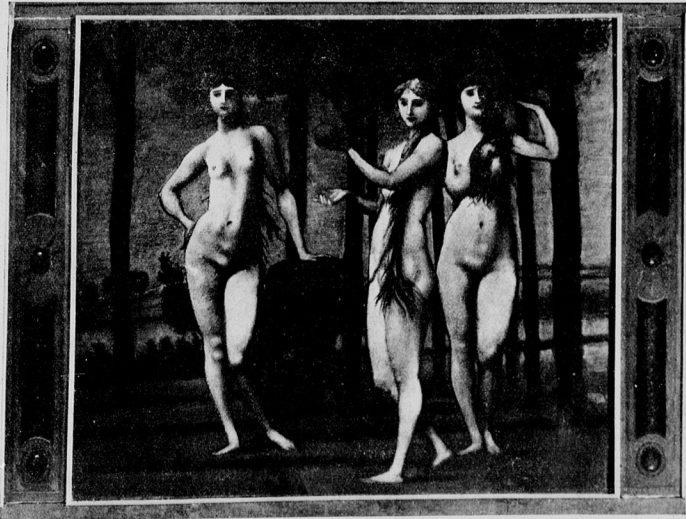
begangen worden. Eine Frau und ein Kind, die Witwe Pérez und ihr kleiner Junge, hatte man ermordet vorgefunden. Sie erinnern sich nicht?“

„Ganz und gar nicht.“

„Man beschuldigte Marion, der damals zweiunddreißig Jahre alt war. Ich muß gestehen, es lag viel Belastendes gegen ihn vor, aber ich will mich bei den Einzelheiten nicht weiter aufhalten. Kurz und gut, er wurde nur zu Zwangsarbeit verurteilt, da einige unaufgeklärte Punkte ihm zuulasten kamen. Er wurde nach Neu-Salcedonien geschickt. Fünf Jahre darauf verbreitete sich das Gerücht, Marion wäre das Opfer eines Mordstimmungs geworden. Der wahre Schuldige hätte auf dem Sterbebett die Tat gestanden. Das erregte ein gemäßigtes Aufsehen. Und nun hieß es allgemein, daß Marion sich bis zum Zeitpunkt des Verbrechens immer gut aufgeführt hätte. Ein großer Umschwung der Meinungen trat ein. Der Kaiser mißte sich in die Angelegenheit, und nachdem alle Formalitäten erledigt waren, kehrte Marion hierher zurück. Ich bemerke, sein Lebenswandel war seitdem durchaus ehrenhaft. Er beerbte einen seiner Verwandten und lebte seitdem als Rentier. Diese ganze Geschichte ist heute vergessen; die meisten, die sie damals miterlebten, sind tot. Niemand am Ort kenne jemals auf den Gedanken, nur die geringste Anspielung darauf zu machen.“

Ich bat um Einzelheiten.

„Die haben sich in meiner Erinnerung ein wenig vermischt. Ueberdies, meiner Meinung nach — und ich habe den Schwurgerichts-Verhandlungen beigewohnt — blieb der Fall unaufgeklärt.“ — „Aber, das Wesentliche ist, er ist unschuldig.“



Das Mittelbild des Hesperiden-Triptychons. Von Hans v. Marées. Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marées, Halle a. S.



**Bianca Segantini,**  
die Tochter des großen italienischen Freisichtmalers, bereift die europäischen Hauptstädte, in denen sie Vorträge über ihren Vater hält.

Lustigbehörde entschied, er wäre das Opfer eines Rechtsirrtums, habe ich umgehend an seine Unschuld geglaubt.

„Aber Ihre aufrichtige Meinung im Grunde Ihres Herzens?“

„Meine Meinung ist, daß vierzig Jahre darüber hingegangen sind.“

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, tauchte Herr Lebrun seine Angel wieder in den Fluß.

Am Ende kommt immer einmal der Zeitpunkt, da die Langeweile sich in der Sommerfrische einstellt; in einer dieser Stunden, in denen die Faulheit nicht mehr genügt und wie eine schwere Arbeit auf uns lastet, beschloß ich, um mir Zerstreuung zu verschaffen, wenn irgend möglich den Vater Marion dahin zu bringen, von seiner Anwesenheit zu sprechen. Ich traf ihn häufig, gelegentlich vor seiner Tür, dann wieder einmal auf der Landstraße, die sich längs des Flusses hinzieht. Er wünschte mir einen guten Fang, ich erkundigte mich nach seiner Gesundheit, und damit war unsere Unterhaltung erschöpft. Nach den Enthüllungen des alten Notars bemühte ich mich, von Neugier geplagt, wenige oberflächliche Beziehungen zwischen uns herzustellen. Eines Tages bot ich ihm einige Fische an, die er unter der Bedingung annahm, daß ich von dem Kirchenchnaps trinten würde, den er aus den Früchten seines Gartens selbst bereite. Ein andermal forderte ich ihn auf, mit mir zu speisen. Es handelte sich nur noch darum, einen Anknüpfungspunkt zu finden.

„Sie haben sich wohl Herrn Lebrun, dem Notar, recht angefreundet? Ich habe es bemerkt,“ sagte mir der Vater Marion. „Er ist ein leidenschaftlicher Angler wie Sie. Wir zwei, der Herr Lebrun und ich, sind alte Bekannte.“

„Ja,“ antwortete ich, „wir haben uns recht angefreundet. Ein äußerst lebenswürdiger Herr.“

Und ohne zu zögern setzte ich schnell hinzu: „Wir haben gesprochen . . . von Ihnen. Ich kannte schon Ihre . . . furchtbare Geschichte . . . bevor ich kam . . .“

Ich drückte ihm die Hand.

„Armer Herr Marion.“

Und ich dachte: Nun wären wir ja so weit.

Weit entfernt, sich zu wundern, noch irgendeine feierliche Miene aufzusetzen, wie ich es erwartet hatte, begann der Vater Marion zu lachen.

„Da . . . ha . . . ha, ich dachte es mir. Die hat seinerzeit ein Aufsehen gemacht, die Geschichte! — Mein Gott, die hat ein Aufsehen gemacht! . . . Sie ist bekannt, in Paris auch . . . wie?“

„Sehr bekannt,“ bestätigte ich.

Das Eis war gebrochen; der Vater Marion füllte ein Glas mit Schnaps, dann meinte er, ein wenig lächelnd und mit gutmütiger Harmlosigkeit:

„Ja, ja, das ist eine merkwürdige Geschichte gewesen. Im Anfang, als ich zurückkehrte, hat man

das Geständnis des Schuldigen . . .“

„Offenbar ist er unschuldig . . . Da ist nichts dagegen zu sagen. Das Geständnis des Schuldigen geschah in aller Form. Als seinerzeit noch Zweifel laut

wurden, erklärte ich für meine Person mich mit der vollsten Entschiedenheit für ihn. Ich bin für feststehende Tatsachen,“ fügte Herr Lebrun lächelnd hinzu.

Als Marion verurteilt wurde, glaubte ich an seine Schuld. Als die hohe

Justizbehörde entschied, er wäre das Opfer eines Rechtsirrtums, habe ich umgehend an seine Unschuld geglaubt.

„Aber Ihre aufrichtige Meinung im Grunde Ihres Herzens?“

„Meine Meinung ist, daß vierzig Jahre darüber hingegangen sind.“

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, tauchte Herr Lebrun seine Angel wieder in den Fluß.

Am Ende kommt immer einmal der Zeitpunkt, da die Langeweile sich in der Sommerfrische einstellt; in einer dieser Stunden, in denen die Faulheit nicht mehr genügt und wie eine schwere Arbeit auf uns lastet, beschloß ich, um mir Zerstreuung zu verschaffen, wenn irgend möglich den Vater Marion dahin zu bringen, von seiner Anwesenheit zu sprechen. Ich traf ihn häufig, gelegentlich vor seiner Tür, dann wieder einmal auf der Landstraße, die sich längs des Flusses hinzieht. Er wünschte mir einen guten Fang, ich erkundigte mich nach seiner Gesundheit, und damit war unsere Unterhaltung erschöpft. Nach den Enthüllungen des alten Notars bemühte ich mich, von Neugier geplagt, wenige oberflächliche Beziehungen zwischen uns herzustellen. Eines Tages bot ich ihm einige Fische an, die er unter der Bedingung annahm, daß ich von dem Kirchenchnaps trinten würde, den er aus den Früchten seines Gartens selbst bereite. Ein andermal forderte ich ihn auf, mit mir zu speisen. Es handelte sich nur noch darum, einen Anknüpfungspunkt zu finden.

„Sie haben sich wohl Herrn Lebrun, dem Notar, recht angefreundet? Ich habe es bemerkt,“ sagte mir der Vater Marion. „Er ist ein leidenschaftlicher Angler wie Sie. Wir zwei, der Herr Lebrun und ich, sind alte Bekannte.“

„Ja,“ antwortete ich, „wir haben uns recht angefreundet. Ein äußerst lebenswürdiger Herr.“

Und ohne zu zögern setzte ich schnell hinzu: „Wir haben gesprochen . . . von Ihnen. Ich kannte schon Ihre . . . furchtbare Geschichte . . . bevor ich kam . . .“

Ich drückte ihm die Hand.

„Armer Herr Marion.“

Und ich dachte: Nun wären wir ja so weit.

Weit entfernt, sich zu wundern, noch irgendeine feierliche Miene aufzusetzen, wie ich es erwartet hatte, begann der Vater Marion zu lachen.

„Da . . . ha . . . ha, ich dachte es mir. Die hat seinerzeit ein Aufsehen gemacht, die Geschichte! — Mein Gott, die hat ein Aufsehen gemacht! . . . Sie ist bekannt, in Paris auch . . . wie?“

„Sehr bekannt,“ bestätigte ich.

Das Eis war gebrochen; der Vater Marion füllte ein Glas mit Schnaps, dann meinte er, ein wenig lächelnd und mit gutmütiger Harmlosigkeit:

„Ja, ja, das ist eine merkwürdige Geschichte gewesen. Im Anfang, als ich zurückkehrte, hat man



**Zum Präsidentenwechsel in Amerika.**  
Fast, Roosevelts Nachfolger, mit seiner Familie vor seiner Ueberfiedlung in das Weiße Haus in Washington.  
Eliip Kester cop.

nich im Triumph herumgetragen.

Dann hat man versucht, mich politisch zu benutzen und mich in die Oppositionspartei hinein zu drängen! Das habe ich aber nicht gewollt. Die Politik erschreckt mich. Ich war noch keine sechs Monate zurück, als es bereits hieß, der sogenannte Justizmord wäre eine Erfindung der Regierungspartei, meine Begnadigung eine Folge von Intrigen und Begünstigungen . . . Man ging mir auf der Straße aus dem Wege. Ich kümmerte mich nicht einen Deut darum . . . Es gab am Ort Zeitungen, die mich angriffen, andere, die für mich eintraten. Es war wirklich komisch. Sechs Monate lang war ich unschuldig, dann wurde ich, mir nichts dir nichts, zum großen Verbrecher. Einen Teil des Jahres verbrachte ich als Märtyrer, dem alle Welt mit Achtung begegnete, Durchreisende wünschten mich zu sprechen. Dann, eines Tages, drehte sich ohne Grund wieder das Blatt, und ich war nichts anderes, als ein abgefeinter Heuchler, der die Gerichte genarrt hatte . . . Ist das nicht wunderbar? Mit der Zeit aber vergißt sich alles; über alles wächst schließlich Gras, nicht wahr? Stellen Sie sich vor, daß man am vierten September . . .“

Das Gesicht des Vater Marion strahlte, wie in der Erinnerung an einen gelungenen Streich.

„Am vierten September — da mein Name mir mehr genau erinnerte, wodurch, machte man mir den Vorschlag, Ortsvorsteher zu werden. Da, ha! Sie können sich denken, daß ich diese Ehre ablehnte. Jetzt ist alles vorbei, ganz vorbei. Man erzählt's sich wie eine Fabel.“

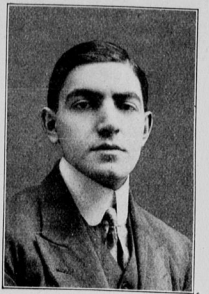
Eine derartige unangenehme Sicherheit machte mich stäubig. Besonders nahm es mich wunder, daß der Vater Marion niemals die geringste Erwiderung gegen seine Reiziger äußerte, daß er niemals die in Numera enthaltenen Qualen erwähnte, noch der Gesellschaft für das furchtbare Versehen, dessen Opfer er gewesen, den mindelsten Groll nachzutragen schien. Und auch ich schwankte in meinen Ansichten. Sah ich den weißen Bart, die schöne Gestalt des noch kräftigen Greises an, dann neigte ich dazu, ihn als einen weilen, den anderen durch seine Aufrichtigkeit überlegenen Mann zu betrachten, als ein edles, ergebenes und sanftes Gemüt; dagegen ein anderes Mal wieder, wenn ich seine hellen, kalten Augen und seine schmalen Lippen betrachtete, so näherte ich die abscheulichsten Vermutungen.

Natürlich wagte ich es niemals, die Frage an ihn zu richten, die mir auf den Lippen brannte: „Nicht wahr, Sie sind unschuldig?“

Denn es war eine unglaubliche, aber wahre Tatsache, daß er nicht ein einziges Mal während der drei Monate unserer Bekanntschaft mit bestimmten und klaren Worten gesagt hatte: „Ich bin unschuldig.“

Am Vorabend meiner Abreise nach Paris speisten wir zusammen. Dann begleitete ich ihn nach seinem Hause zurück. Wir drückten uns zum Abschied die Hände. Da blickte er mir mit einem Lächeln ins Gesicht, das mir in jenem Augenblick teuflisch schien, während es vielleicht nur eine leichte und ironische Anspielung auf ungerechten Arzwohn war, den er erraten hatte.

„Soll ich Ihnen etwas ganz Merkwürdiges sagen?“ begann er. „Ich bin jetzt achtundsechzig Jahre alt. Es ist



**König Milans Sohn, der Kunstschütze.**

„Bring“ Ehrenamtlich Größtlich tritt augenblicklich in einem Berliner Circus als Kunstschütze auf.

am Orte bekannt war, und man sich nicht mehr genau erinnerte, wodurch, machte man mir den Vorschlag, Ortsvorsteher zu werden. Da, ha! Sie können sich denken, daß ich diese Ehre ablehnte. Jetzt ist alles vorbei, ganz vorbei. Man erzählt's sich wie eine Fabel.“

Eine derartige unangenehme Sicherheit machte mich stäubig. Besonders nahm es mich wunder, daß der Vater Marion niemals die geringste Erwiderung gegen seine Reiziger äußerte, daß er niemals die in Numera enthaltenen Qualen erwähnte, noch der Gesellschaft für das furchtbare Versehen, dessen Opfer er gewesen, den mindelsten Groll nachzutragen schien. Und auch ich schwankte in meinen Ansichten. Sah ich den weißen Bart, die schöne Gestalt des noch kräftigen Greises an, dann neigte ich dazu, ihn als einen weilen, den anderen durch seine Aufrichtigkeit überlegenen Mann zu betrachten, als ein edles, ergebenes und sanftes Gemüt; dagegen ein anderes Mal wieder, wenn ich seine hellen, kalten Augen und seine schmalen Lippen betrachtete, so näherte ich die abscheulichsten Vermutungen.

Natürlich wagte ich es niemals, die Frage an ihn zu richten, die mir auf den Lippen brannte: „Nicht wahr, Sie sind unschuldig?“

Denn es war eine unglaubliche, aber wahre Tatsache, daß er nicht ein einziges Mal während der drei Monate unserer Bekanntschaft mit bestimmten und klaren Worten gesagt hatte: „Ich bin unschuldig.“

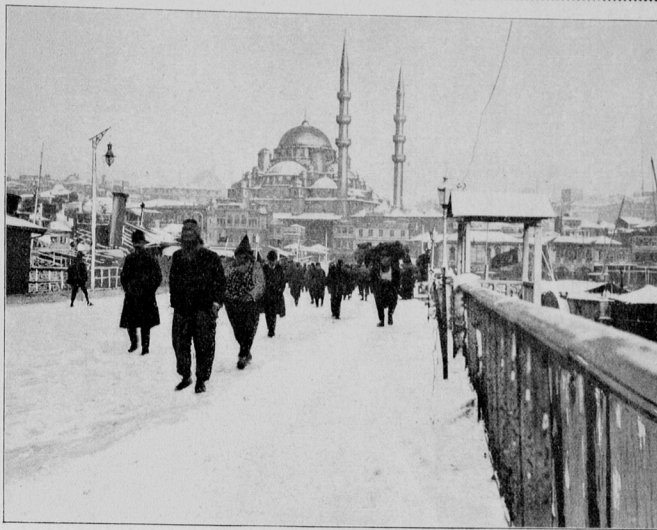
Am Vorabend meiner Abreise nach Paris speisten wir zusammen. Dann begleitete ich ihn nach seinem Hause zurück. Wir drückten uns zum Abschied die Hände. Da blickte er mir mit einem Lächeln ins Gesicht, das mir in jenem Augenblick teuflisch schien, während es vielleicht nur eine leichte und ironische Anspielung auf ungerechten Arzwohn war, den er erraten hatte.

„Soll ich Ihnen etwas ganz Merkwürdiges sagen?“ begann er. „Ich bin jetzt achtundsechzig Jahre alt. Es ist



**Aus der Berliner Schiller-Ausstellung: Das Mobilfär des Schillerschen Wohnzimmers in Weimar.**  
Die einfachen Einrichtungstücke, Sofa und Stühle mit den grünen Ueberzügen, der handgestickte Teppich unter dem Tisch mit den geschnittenen Beinen, schmückten einst den Wohnraum unseres Schiller. Nach seinem Tode kamen die Möbel in den Besitz des Weimarer Fürsten, dem sie angeblich von der Witwe des Dichters an Johanna'statt für die Behandlung des Kranken übergeben wurden. Der jetzige Besitzer, Herr Dr. Voering, erwarb die kostbaren Reliquien von einer Privatfamilie. Sie sollen fortan im Schiller-Museum in Weimar ihren dauernden Platz finden.  
Otto Skonerup, Berlin W., phot.





Fürst Bülow als Schneemann. Gehr. Haackel phot.

Der Winter hat diesmal einen so starken Schneefall gebracht, wie man ihn seit vielen Jahren nicht erlebt hat. Auch Gegenden, die sonst die weißen Flocken nur vom Höhenlagen kennen, sind in den letzten Wochen reichlich bedeckt worden. So gar Konstantinopel konnte sich mit allen seinen Kuppeln und Minarets in ein leuchtendes Schneegewand

### Schnee überall.

hüllen. Freilich zum Schneemannbau hätte es doch noch nicht gereicht. Die nordliche Sonne ist diesen allzu vergänglichsten blattlichen „Kittwerkern“ bei weitem günstiger. In Berlin konnte man im Hofe des Gesellschaftshauses fünfzig sogar den Fürsten Bülow samt seinem treuen Pudel als „Schneemann“ bewundern.

### Die grosse Brücke in Konstantinopel im Schnee.

Die reinen Spirituosen, wie Cognac und dergleichen, haben weniger auf die Verdauung als auf das Nervensystem Einfluss, und die den Nerven gebrachten Anregungen wirken der Verdauung eher entgegen und beinträchtigen ihren regulären Verlauf. Dadurch jedoch wirken sie wiederum hemmend auf die Nerven zurück. Dieser eigenartige Parallelismus der Wirkungen scheint die französische Sitte zu rechtfertigen, die die Kaffee gleichzeitig mit dem Kaffee servieren lässt; aber damit komplizieren sich die Wirkungen und bekämpfen sich gegenseitig. Schwieriger sind die Wirkungen des Tabaks zu prüfen. In manchen Fällen scheint er die Verdauung zu verlangsamen, in anderen zu beschleunigen. Man kann jedoch annehmen, dass auf Leute, die unregelmäßig verdauen, der Genuss von Heilmitteln bei oder nach dem Doffert eher einen Nachteil als einen Vorteil einbringt. Die meisten Dofferts, die heute serviert werden, sind schon an sich Heilmittel, und die Mischung von Kaffee und Koffee bedeutet nur eine Ueberreizung der Nerven.

Dr. Lasswitz phot.

heute ganz ohne Bedeutung, festzustellen, wer 1855 ein Verbrechen begangen oder nicht begangen hat. Wägen Sie, mir ist es so unzähligmal wiederholt worden, dass ich schuldig, dann wieder, dass ich unschuldig sei, dass ich, auf mein Ehrenwort, es selbst nicht mehr genau weiss.“ Und er verstand, mir ein herzliches Lebewohl zurufend, in seinem kleinen Hause.

Autorsirte Übersetzung von Olga Sigall.



### Preisausschreiben No. 48: Mosaiknovelle.

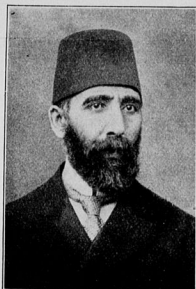
Den Preis für die beste dritte Fortsetzung unserer Mosaiknovelle erhielt Herr Assessor Ernst Hekelius in Hermannstadt (Siebenbürgen).

Die nächste Fortsetzung soll die letzte vor dem eigentlichen Schlusse sein. Wir bitten deshalb die Mitarbeiter an unserer Novelle, die jetzt fälligen Beiträge inhaltlich so zu fassen, dass sie den Abschluss unmittelbar vorbereiten.

Die Einfender von Freikopiers erhalten einen Abzug der Einleitung und der ersten drei Fortsetzungen. — Die vierte Fortsetzung muß bis zum 1. April d. J. in unseren Händen sein.

### Dies und Jenes.

**Kaffee Trägheitswahrheiten.** Die allgemein verbreitete Sitte, das Mahl mit dem Genuss von Heilmitteln, wie Koffee und Kaffee, zu beschließen, wird in der bekannten medizinischen Zeitschrift „The Lancet“ einer interessanten Untersuchung unterzogen. Weder der Koffee noch der Kaffee und die von den Nerven nach gutem Diner so hoch geschätzte Importzigarre haben auf die Verdauung den günstigen Einfluss, den man ihnen in der Regel beimisst. Der Kaffee hat sogar auf die Verdauung eine hemmende und verlangsamen Wirkung, die in der leicht verzweigten Schlaflosigkeit sich spiegelt. Die Koffee aber sind nur dann nützlich, wenn man mehr Nahrung zu sich genommen hat, als es eigentlich nötig gewesen



Husein Hilmi Pascha, der neue türkische Gesandte, war Generalinspektor in Arabien und hat dort bei der Vorbereitung der politischen Umwälzungen eine entscheidende Rolle gespielt. Charles Trampus, Paris, cop.



Dr. M. D. Milovanowitsch, der berühmte Minister des Aussen, der die Verhandlungen zwischen Serbien und den Grossmächten führt, gilt als sehr gelehrter Diplomat. Der Minister war früher Gesandter in London. Filip Kesler, cop.

### RAETSEL

#### Logogriph.

Das Ganze weckt die Heiterkeit. — Oft zwar auf end'rer Kosten. — Kopf ab, so ist's von Wichtigkeit. — Führt man ins Reich im Fleck. — Hat wenn man nur des Wortes Rumpff — Auch noch den Hals genommen. — So ist's im Etat, bei vielem Trampf. — Dem Spieler sehr willkommen.

#### Rätsel.

Die Erben sind ein Reizgefäss für viele, Die, wenn die Pflicht nicht mehr gebietend ruft, Sich flüchten aus der Großstadt dumpfer Schwüle In frische, kühle Wald- und Bergesluft.

Die beiden Letzten nennen eine Blume, Mit Gelblichkeit und Anmut reich geschmückt, Doch fehlt dem Ganzen, einer schönen Pflanze, Der süße Duft, der bei Drei-Vier entzückt.

#### Scherzfrage.

Welchen Ahnen verdankt man die schnellste Beförderung? M. R.

#### Anagramm.

Der Jubegriff von Nichtesfülle. — Verkauft du eines Fünftens ihn. — Wird Königin er im Reich der Skille. — Wo nie ein Strahl der Sonne schien. — Sie lebt in Nordlands Gitterfrage. — In ihres süßeren Reiches Bann; — Doch alle, die voll Leid und Plage, — Nimmt sie mit mildem Arme an. P. T.



### Eine wirklich gute Partie.

Die einzige Tochter Betty Greens hat sich in diesen Tagen mit Mr. Matthew Mor Wilkes verheiratet. Da ihre Mutter ein Vermögen von fünfzehn Millionen Fund besitzt und sie die Universalerbin ist, braucht sich ihr zukünftiger Gatte um die Mittel keine Sorge zu machen. Es erregt übrigens große Befriedigung unter den oberen „Biederhütern“ New Yorks, daß das Bienenvermögen Betty Greens nicht wie das so vieler anderer über den Ocean wandern wird.

### Rätsel.

Mein Erster hat den, der ihn macht, — Gewöhnlich arg gereut. — Mein Zweiter hat oft Weh' gebracht — Dem, der ihn nicht sehnet. — Mein Ganzer dienet dem Verfehr, — Doch wenn du Gile haßt, — So zahl't du lieber etwas mehr — Und sparst unnöt'ge Raht. W. J.-y.

### Witzkarten-Aufgabe.

### Hektor Pea

In den Buchstaben dieses Namens ist der Beruf des Mannes enthalten.

### Scherz-Gegenfah-Anagramm.

Das erste zu ergänzende Wort stellt den Gegenfah des zweiten dar. Die Dame, die uns durch ihren prachtvollen — so sehr entzückt hatte, war noch ganz —! M. R.—.

### Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

**Sonomm.** Puff. **Verierfrage.** Die Soldaten. **Rätsel.** Silber. **Logogriph.** Orkan, Organ. **Scherzrätsel.** Lappen.

**Nichtige Lösungen** fanden ein: Toni Joachim, Oskar Berger, A. v. Kramer, Henriette Jacob, Feix und Robert, Wilhelmine Schmidt, sämtlich in Berlin; Eugen Scholz, St. Petersburg; Max und Citi Franke, Friedebau; Karl Hermann, Frankfurt a. O.; Hildegard Siegen, Magdeburg; Edwin Hildebrandt, Richtenberg.

# Morgenlied.

Albert Serghl.

Heinrich Kasper Schmid, Op. 7, No. 2.

Ruhig und innig.

Gesang: Es blei - chensich die Ster - ne am

Piano. *p* *espress.*

Hin - melta und dort auf dei - nen Lip - pen

träu - met ein lez - tes Lie - bes - wort.

*espr.*

der Mor - genschaus

*cresc.* Pen - ster, wir lä - cheulich und du... Ich kü - sse dir die

*cresc.* *poco*

*langer* lie - ben mü - den Au - gen zu.

*dim.* *colla parte* *morendo*

Alle Rechte, auch das der Ausführung vorbehalten.